

Jagd auf die Juden machten, zu überlassen. »Ich habe das ungarische Bürgertum, die Klasse, in die ich hineingeboren wurde, gesehen, kennengelernt, in all seinen Aspekten bis zu den Wurzeln untersucht; und nun bin ich Zeuge seines völligen Zerfalls ... Und wie das Ganze in einen wilden Raubzug und den völligen Untergang mündete.« Der fundamentale Zweifel am eigenen Werk und die sich langsam und quälend öffnende Einsicht in den Zerfall des Bürgertums, das nicht erst von außen zerschlagen werden musste, sondern an innerer Schwäche, an Opportunismus, Klassendünkel, Niedertracht zugrunde geht, gehören zusammen.

In dieser krisenhaften Situation beginnt Márai sein Tagebuch zu schreiben. Er wird damit 46 Jahre lang nicht mehr aufhören, bis zu jenem 15. Januar 1989, an dem er die letzte Eintragung macht: »Ich erwarte die Abberufung, ich dränge nicht, aber ich zögere auch nicht. Es ist soweit.« Einen Monat später hat er sich, krank, verwitwet, außer in seinen Tagebüchern als Autor verstummt, in San Diego erschossen.

Israel führt im Gazastreifen Krieg gegen die Hamas, die es für ihr heiliges Recht hält, Raketen gegen Israel abzufeuern, weil sie das gesamte israelische Territorium für geraubtes islamisches Land hält. Nicht nur die israelische Regierung hatte in den letzten Wochen die Hamas dringlich aufgefordert, den täglichen Beschuss mit bis zu achtzig Raketen einzustellen. Natürlich hat die Hamas sich geweigert, mit der Bombardierung innezuhalten, täte sie es, wäre sie nicht die Hamas, und sie hat auch den inständigen Rat arabischer Nachbarstaaten ausgeschlagen, den Waffenstillstand, den Israel und die Hamas geschlossen hatten und beide gewohnheitsmäßig brachen, einzuhalten. Nun bombardiert Israel mit seiner gewaltigen Militärmaschinerie die Stellungen der Hamas, die sie einst selbst als Konkurrenten der PLO großgezogen hat, und trifft entgegen der Propaganda natürlich keineswegs nur militärische Objekte. Gleich in den ersten Tagen sterben Hunderte Zivilisten. Über der in alle Welt übertragenen Bildberichterstattung vom Krieg ist weltweit neuerlich der Hass auf Israel aufgeflammt, ein Hass, der sich vorgeblich aus dem Mitgefühl, der Solidarität mit den geschundenen Palästinensern speist und sich somit als nachgerade humanitärer Hass gefällt.

Täglich werden wir übers Fernsehen vom Massenmorden in Darfur, vom regierungsamtlich verfügbaren Massaker in vielen Ländern Asiens und Afrikas, vom unaufhörlichen Bombenkrieg islamistischer Gruppen gegeneinander informiert — aber das ist keine Mahnwache und keine Demonstration wert. Was zählt, ist immer nur der Krieg in Palästina. Aber nicht, weil Palästinenser ihm zum Opfer fallen, sondern weil es Juden sind, die man als Täter verantwortlich machen kann.

Sie fahren für ein paar Tage nach Wien und steigen in einem Hotel in der Josefstadt ab, in der Lange Gasse, wo sie jedes Mal neue Hinweise auf die literarische und soziale Geschichte des Viertels entdecken. Einmal ist es die Tafel, die an einem Haus in der Lange Gasse an Hugo Bettauer erinnert, den Autor, der Aufklärung ausgerechnet mit Sensation, Sex und Kolportage unter die Leute bringen wollte. Und der das mit dem Tod und einem anhaltend schlechten Ruf in der Literaturgeschichte bezahlte. Er war ein Schnellschreiber, der fünf Romane im Jahr veröffentlichte, eine sexualreformerische Zeitschrift herausgab und den Wiener Antisemiten in dem Roman »Stadt ohne Juden« das schwarze Zukunftsbild einer Metropole vor Augen hielt, aus der, wenn nur erst die verhassten Juden sie tatsächlich kollektiv verlassen haben, wieder Provinz geworden sein wird. Bettauer war so populär, dass Christlichsoziale und Deutschnationale einander darin übertrafen, gegen den »rädigen Talmudjuden« zu hetzen, bis er 1925 geradezu auftragsgemäß von einem illegalen Nationalsozialisten ermordet wurde.

Dann wieder stoßen sie, in der Florianigasse, auf eine Tafel, die daran erinnert, dass hier ein Jahr lang Lazar Zamenhof gelebt hat, der jüdische Arzt und Gelehrte aus Byařistok, einer Stadt, deren Einwohner sich in vier Sprachen unterhalten konnten, auf Deutsch, Polnisch, Jiddisch und Russisch, und die einander trotzdem nicht verstehen wollten. Deswegen war es die krause wie grandiose Hoffnung Zamenhofs, sie würden in einer fünften Sprache zueinander finden, im Esperanto, das er erfand und mit dem er seiner Stadt, Mitteleuropa, der Menschheit selbst eine Lingua franca zu geben hoffte, niemandes Muttersprache, aber die Bildungs- und

Herzenssprache aller wohlmeinenden Menschen. Den Nationalsozialisten galt das Esperanto als Judensprache, deren Gebrauch verboten war, die Stalinisten in der Sowjetunion hielten es anders, sie rühmten das Esperanto als Versuch, den friedlichen Austausch zwischen den Völkern zu befördern, und brachten dafür alle bekannten Esperantologen um.

Das kleine Café Strozzi unweit von ihrem Hotel hat auf die reizvolle Art vieler Wiener Kaffeehäuser ein sozial gemischtes Publikum, sodass Junge und Alte, Alteingesessene und Zuwanderer, Alleinsitzer und Stammtischbrüder, die Hofratswitwe und der Student mit den Dreadlocks nebeneinander sitzen. Eine Frau von einigen dreißig Jahren, mit mächtigem brünettem Haarschopf und attraktiv geschnittenem Gesicht, betritt gegen 22 Uhr das Café, wirft ihren beim Eintreten bereits halb ausgezogenen Mantel auf die Bank, setzt sich krachend daneben an das freie Tischchen und beginnt sofort wie wild in der Zeitschrift zu blättern, die sie bei sich hat, auf keiner Seite verweilt sie länger, nach zwei Minuten ist sie in reißender Jagd der Finger durch die ganze Zeitschrift gehetzt. Bei der rundlichen Kellnerin, die eine unstörbare Ruhe ausstrahlt, bestellt sie etwas, sie macht sich inzwischen über zwei Zeitungen her und hustet gelegentlich rasselnd auf. Die Palatschinken, die ihr serviert werden, vertilgt sie in großen Bissen, wenig später findet sich auf dem Teller nur mehr die Spur der zerronnenen Schokolade. Sogleich springt sie auf, greift sich den Wintermantel, eilt, diesen anziehend, zur Theke, wirft der Kellnerin ein paar Münzen hin und donnert in die sternenklare Nacht hinaus: herrische Besitzerin von Furien, mit denen sie abends Parade hält.

Spät nachts geraten sie unversehens in eine Schar von Ravern, die sich offenbar stundenlang und nicht ohne Erfolg um den Verstand zu tanzen versucht hatten, plötzlich waren sie von zuckenden, hüpfenden Kindern mit erloschenen Augen umgeben, man musste sich nicht vor ihnen, sondern höchstens um sie fürchten. Da gab es kein Entkommen, es war wie damals in Krakau, als er am Abend des ersten Todestags von Papst Johannes Paul II. auf dem Rynek stand, dem großen Platz um die Tuchlauben, und zuerst staunend beobachtete, wie Tausende und Abertausende aus den Seitengassen

auf den Platz strömten, und dann zu spät bemerkte, dass sich die Menge binnen weniger Minuten so verdichtet hatte, dass er von ihr verschluckt und auf die Prozession, die dreimal um den Platz herumführte, mitgenommen wurde. Er war von lauter inbrünstig Betenden umgeben, die auf die von den Priestern mit Lautsprechern vorgedachten Gebete in einem fort mit Bittformeln antworteten, in ihrem weichen, zischenden Polnisch, und trottete mit ihnen, umfassen von diesem riesenhaften Körper der Frömmigkeit, bis er eine fremde Stimme bemerkte, die aus ihm selber in einem zischend nachgeahmten Kirchenpolnisch sprach.

Der Rave hat eine sakrale Note (er hat ja nicht viele Noten und nur einen einzigen Rhythmus), das fiel ihm inmitten von ichverlorenen Ekstatikern des Tanzes auf, die ihn an die ichverlorenen Ekstatiker der Prozession erinnerten: die litaneienhafte Wiederholung im katholischen Ritus, die wummernde Wiederholung im Rave. Anders als in der Messe und bei der Prozession gibt es in dieser Musik kein Davor und kein Danach, keine Ouvertüre, die die Motive vorwegnimmt, und kein Finale, das sie noch einmal steigern und bündeln würde, die einzelnen Nummern haben keinen Anfang und kein Ende, sie stampfen im ewig gleichen Rhythmus dahin, bis endlich einer entkräftet zusammensackt oder ein Samariter den Stecker aus der Dose zieht. Die Rave-Kultur suggeriert reine Präsenz und Unmittelbarkeit und ermöglicht das glückliche Eintauchen in die zuckende und stampfende Masse, die ein riesenhafter Körper geworden ist, seiner selbst nur vegetativ gewiss. Keine Ahnung ist in dieser Masse, dass sie nicht nur eine rhythmische Einheit bilden, sondern auch politische Kraft entfalten könnte.

Was die Raver suchen, ist die Seligkeit des Selbstverlusts und der Selbstvergessenheit; in einer Welt des Kalküls und der Berechnung sind sie der Trotz ohne Aufbegehren.

Dass er mit dem Tagebuch jene literarische Form gefunden hatte, die seinen Talenten und Ambitionen völlig gemäß war, wird Márai, als er sich 1943 erstmals daran machte, eines zu führen, selbst noch gar nicht ermessen haben. Heute aber, da diese Tagebücher nach seinen Romanen, von denen die meisten auch in ihrer deutschen Übersetzung Bestseller wurden, aufgelegt werden, erweist es sich

zweifelsfrei: Sándor Márais Beitrag zur Weltliteratur sind nicht seine Romane, nicht diese perfekt gebauten, immer ein wenig allzu gedrechselten Romane, in denen vornehm der Staub aus kakanischen Kulissen rieselt — Márais bedeutendstes Werk ist sein monumentales, über fast ein halbes Jahrhundert fortgeschriebenes Tagebuch.

Von Anfang an hat er das Tagebuch nicht als Ort der privaten Selbstaussprache betrachtet und das diaristische Schreiben auch nicht als jene pietistische Gewissensbefragung betrieben, die für die Ausbildung des europäischen Tagebuchs als literarischer Gattung so wichtig war. Es ist auch kein Arbeitsjournal, das er führte und in dem er die Einfälle festhielt, die ihn später womöglich für seine Romane nützlich werden könnten. Und noch etwas ist sein Tagebuch nicht, eine zuverlässige politische Chronik, denn er verzichtet fast gänzlich auf Datierungen, sodass man nur indirekt erschließen kann, wann er welche Betrachtung, Erinnerung, Reflexion festgehalten hat.

Was ist das Tagebuch dann für ihn, wenn es schon so viele Aufgaben nicht erfüllt, die Tagebüchern gemeinhin zufallen? An einer unauffälligen Stelle seiner Aufzeichnungen verbirgt er einen poetologischen Selbstkommentar: »Das, was ich schreibe, erschafft mich, nicht umgekehrt.« Er schreibt also nicht, um der Welt Kenntnis zu geben von dem, wovon er selbst Kenntnis bereits gewonnen hat, sondern um sich in der täglichen Arbeit des Schreibens zu erschaffen, um diaristisch jenes Ich zu entwerfen, das er sein möchte und als das er sich, der Bürger, dem seine Welt verloren geht, behaupten will.

Bewundernswert, mit welcher Radikalität es Márai angeht, der doch an den Luxus, die Anerkennung gewöhnt war. Ihm ist sofort klar, dass er, der bestbezahlte Journalist, nur mehr ausnahmsweise für Zeitungen schreiben wird, nicht nur, weil es ihm unstatthaft erscheint, in zensurierten Organen zu veröffentlichen, sondern auch, weil das Tagebuch ihm künftig die Öffentlichkeit ersetzen soll. Seine rastlose Publizistik, die ihn berühmt und wohlhabend gemacht hat, stellt er fast vollkommen ein; dafür wächst sein Tagebuch schon in den Jahren von 1943 bis 1945 auf achthundert Seiten.

Er ist sich des Zusammenhangs bewusst, und er gibt auch hier eine kleine poetologische Seitenbemerkung: Ereignisse, sagt er, sind »die